

In einer norwegischen Küstenstadt findet in einer nebligen Julinacht eine große Party statt. Jenny Brodal wird 75, und ihre Tochter Siri hat gegen den Willen ihrer Mutter ein Fest organisiert. Die weiße Holzvilla auf einer Anhöhe leuchtet in die Nacht, während die Gäste eintreffen und Jenny in ihrem Zimmer sitzt und nach zwanzigjähriger Abstinenz wieder zu trinken beginnt. Wie jedes Jahr verbringen Siri, die in Oslo und an der Küste ein Restaurant führt, und ihr Mann Jon den Sommer hier, nur haben sie diesmal ein Kindermädchen für ihre beiden Töchter engagiert, weil Jon keine Zeit hat, sich um

Liv und Alma zu kümmern: Er ist Schriftsteller und muss endlich sein überfälliges neues Buch abschließen. Mille, das Kindermädchen, ist 19 Jahre alt und hat vor, in diesem Sommer eine andere zu werden. Doch dann verschwindet Mille spurlos in dieser Nacht ...

LINN ULLMANN wurde 1966 in Oslo geboren. Sie studierte Englische Literatur an der New York University und kehrte nach zehn Jahren nach Oslo zurück, wo sie sich als Literaturkritikerin und Kolumnistin bei den norwegischen Zeitungen »Dagbladet« und »Aftenposten« einen Namen machte. 1998 veröffentlichte Linn Ullmann ihren ersten Roman »Die Lügnerin«, der sie berühmt machte und in 30 Sprachen übersetzt wurde. Seither hat sie vier weitere Romane publiziert, die alle internationale Erfolge waren, und wurde mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet. Linn Ullmann lebt mit ihrer Familie in Oslo.

LINN ULLMANN BEI BTB
Die Lügnerin. Roman (74638)
Gnade. Roman (74651)
Wenn ich bei dir bin. Roman (74646)

LINN ULLMANN

Das
Verschwiegene

ROMAN

*Aus dem Norwegischen
von Ina Kronenberger*

btb

Die Originalausgabe erschien 2011 unter dem Titel
»Det dyrebare« bei Forlaget Oktober AS, Oslo.

Die Arbeit der Übersetzerin am vorliegenden Text wurde vom
Deutschen Übersetzerfonds e.V. gefördert.

Die Veröffentlichung dieser Übersetzung wurde von NORLA
gefördert.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte
Papier *Lux Cream* liefert Stora Enso, Finnland.

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe Dezember 2014
btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Copyright © der Originalausgabe 2011 Linn Ullmann
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2013 Luchterhand
Literaturverlag, München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung: semper smile, München, unter Verwendung der
Umschlaggestaltung von buxdesign, München
Umschlagmotiv: © plainpicture / és
Druck und Einband: CPI – Clausen & Bosse, Leck
CP · Herstellung: sc
Printed in Germany
ISBN 978-3-442-74831-0

www.btb-verlag.de
www.facebook.com/btbverlag
Besuchen Sie auch unseren LiteraturBlog www.transatlantik.de

Dein Schwinden selbst aber bleibt.

Gunnar Ekelöf

Für Niels

Jenny Brodal hatte seit über zwanzig Jahren keinen Tropfen mehr angerührt. Sie öffnete eine Flasche Rotwein und schenkte sich ein großes Glas ein. Sie hatte davon geträumt, wie die Wärme in den Magen hinunterfließen würde, vom Kribbeln in den Fingerspitzen. Sie wurde enttäuscht, nahm jedoch einen weiteren Schluck, ja, sie leerte das Glas und schüttelte sich. Sie hatte niemals nie gesagt! Eins nach dem anderen hatte sie gemacht, *eins nach dem anderen*, und niemals, *niemals* nie gesagt. Sie saß auf der Bettkante, geschminkt und herausgeputzt, wenn man von den dicken grauen Wollsocken absah, die Irma gestrickt hatte. Sie fror an den Füßen, was mit dem Blutdruck zusammenhing. Geschwollen waren sie auch. Ihr graute davor, sie in schmale hochhackige Sandalen zwingen zu müssen. Nektarinfarbene. Aus den sechziger Jahren. Jenny schenkte sich noch ein Glas ein. Sie wollte, dass der Wein bis in die Füße vordrang. Sie hatte niemals nie gesagt. Eins nach dem anderen, hatte sie gesagt. Sie versuchte, sich in Erinnerung zu rufen, warum sie sich gegen dieses Fest, diese Feier gestäubt hatte. Sie erhob sich und drehte sich vor dem Spiegel an der Wand. Über dem Busen saß das schwarze Kleid perfekt. Bald würde sie die Wollsocken aus- und die Sandalen anziehen.

Heute war der fünfzehnte Juli 2008, und Jenny wurde fünfundsiebzig. Mailund, das große weiße Haus, in dem sie nach dem Krieg aufgewachsen war, nachdem die Eltern mit ihr die abgebrannte Stadt Molde verlassen hatten, war voller Blu-

men. Sie hatte fast ihr ganzes Leben darin verbracht, in guten wie in schlechten Zeiten, und jetzt waren siebenundvierzig sommerlich gekleidete Gäste auf dem Weg hierher, um sie zu feiern.

I

Der Schatz

Mille oder das, was von ihr noch übrig war, wurde von Simen und zwei Kameraden gefunden, die im Wald einen Schatz ausgraben wollten. Zunächst war ihnen nicht klar, was sie gefunden hatten. Ihnen war nur klar, dass es nicht der Schatz war. Es war das Gegenteil von einem Schatz. Später, als sie der Polizei und ihren Eltern erklären sollten, warum sie im Wald gewesen waren, fiel Simen die Antwort schwer. Warum hatten sie in *dieser* Lichtung gegraben? Unter *diesem* Baum? Und wonach hatten sie eigentlich gesucht?

Vor zwei Jahren hatten alle, Erwachsene wie Kinder, nach Mille gesucht. Alle, die im Sommer in dem kleinen Küstenstädtchen Urlaub machten, alle, die dort das ganze Jahr über wohnten, die Polizei, Milles Eltern, alle, die in der Zeitung über sie schrieben oder im Fernsehen über sie berichteten, hatten nach Mille gesucht. Im Wasser und an Land, in Gräben und in Gräbern, in den Sandhaufen von Tangen und in der Nähe der unzugänglichen Klippen nördlich des Zentrums, in den Ruinen hinter der stillgelegten Schule und in dem unbewohnten, baufälligen Haus am Ende des Brageveien, wo das Gras bis zu den Fenstern stand und kein Kind spielen durfte. Milles Eltern hatten jeden Meter im Zentrum abgesucht, sie waren von Kapitänshaus zu Kapitänshaus gezogen, von Geschäft zu Geschäft und hatten ein Foto von Mille vorgezeigt, sie hatten Plakate aufgehängt: an der Tür des Konsums, an der Tür der Kneipe Bellini, an der Tür des Buchladens, der früher für seine ungewöhnlich gute Auswahl an fremdsprachiger Belletristik bei

Bücherliebhabern in ganz Norwegen bekannt gewesen war (zu Zeiten, als Jenny Brodal noch hinter dem Tresen stand), an der Tür zur Pizzeria Palermo und an der Tür der stillgelegten Bäckerei, die in den Sommermonaten das neu eröffnete Fischrestaurant Gloucester MA beherbergte, das alle nur die alte Bäckerei nannten, weil Gloucester so schwer auszusprechen war. Die alte Bäckerei stand dort, wo die Straße nach Mailund abging, die lange Straße, die sich zwischen den Klippen, dem Wald und all den Holzhäusern hindurchschlängelte, wovon eines hässlicher als das andere war.

Alle hatten nach Mille gesucht, sogar der Junge, den sie KB nannten und der später verhaftet und des Mordes an ihr bezichtigt wurde, dabei war sie zwei Jahre lang unter dem Baum im Wald vergraben gewesen, ohne dass jemand sie fand, von Erde und Gras und Moos und Zweigen und Steinen bedeckt, und nun war sie selbst fast zu Erde geworden, wenn man vom Schädel und den Gebeinen, den Knochenresten und Zähnen, den dünnen Armbändern und den langen dunklen Haaren ab sah, die nicht mehr lang und dunkel waren, sondern dünn und welk, als hätte man Mille mit Wurzeln und allem Drum und Dran aus der Grube gezogen.

In jenem Sommer, in dem Mille verschwand, glaubte Simen, sie überall zu sehen. Sie war das Gesicht im Schaufenster, der Kopf in den Wellen, das lange, dunkle Haar einer fremden Frau, das vom Wind hochgewirbelt wurde, und sie war Mamas rotes Kleid. Alle redeten über sie, alle fragten sich, wohin sie verschwunden war. Einst hatte Mille existiert, einst hatte sie Simen angeschaut und gelacht. Einst hatte sie Mille geheißen, doch dann war sie im Nebel verschwunden. Die Spaten waren real. Die Fahrräder waren real. Die Grube, in der sie lag, war real. Nur Mille war nicht real. Mille war ein Schleier aus Nacht und Frost, der hin und wieder durch ihn hindurchglitt und ihm die Freude nahm.

Simen hatte sie nicht vergessen. Er dachte an sie, wenn er nicht schlafen konnte oder der Herbst näher kam und die Luft nach Schießpulver und nassem, welktem Gras roch, doch jetzt hatte er schon lange nicht mehr an sie gedacht.

Simen war der Jüngste von den dreien. Die beiden anderen hießen Gunnar und Ole Kristian. An einem Samstag Ende Oktober 2010 verbrachten die Kameraden ihr letztes Wochenende zusammen. Die Ferienhäuser sollten winterfest gemacht werden, und das kleine Küstenstädtchen, ein paar Stunden südlich von Oslo gelegen, würde sich bald in seine eigene Dunkelheit hüllen. Es war Nachmittag, die Dämmerung hatte bereits eingesetzt, und die Jungen beschlossen, den Schatz zu heben, den sie Monate zuvor vergraben hatten. Gunnar und Ole Kristian sahen keinen Sinn darin, ihn für alle Ewigkeit in der Erde ruhen zu lassen. Simen war anderer Meinung. Darin bestand doch gerade der Sinn, meinte er, das machte den Schatz doch aus, dass er allen außer ihnen verborgen blieb, der Schatz war *unter* der Erde tausendmal wertvoller als darüber. Er konnte nicht erklären, warum, er wusste nur, dass es so war. Doch weder Gunnar noch Ole Kristian verstanden, was Simen sagen wollte. Wenn sie ehrlich waren, fanden sie Simens Betrachtungen über die Erde völlig hirnrissig, beide wollten einfach den Inhalt des Schatzes zurückhaben, ihren Beitrag zum Schatz, ihnen war der Schatz als Schatz vollkommen egal, und schließlich sagte Simen, das sei für ihn in Ordnung, es sei ihm egal; warum zogen sie nicht sofort los und gruben den ganzen Mist wieder aus.

Die Geschichte von Simen und dem Schatz begann ein paar Monate zuvor, im August, als Gunnar, der Älteste der drei Jungen, vorschlug, sie sollten ihr Blut vermischen. Der Sommer näherte sich dem Ende, der Abend war warm und rot, und

alles blühte besonders üppig, wie immer, wenn es bald vorbei war. Es würde nicht mehr lange dauern, dann müssten sie Abschied nehmen und nach Hause zurückkehren, dorthin, wo sie den Rest des Jahres verbringen würden, in den Herbst, in die Schule, in den Fußballverein und zu den anderen Kameraden.

Gunnar hatte sich einen Ruck gegeben und gesagt: »Das Vermischen von Blut ist ein Symbol ewiger Freundschaft.«

Die beiden anderen wanden sich, die Vorstellung, sich die Handfläche mit der Scherbe einer kaputten Limonadenflasche aufzuritzen, war wenig verlockend, es würde unglaublich wehtun, so etwas wollte man sich selbst nicht antun, nicht einmal aus Gründen ewiger Freundschaft, und auch wenn man hauptsächlich Fußball spielte, wo die Beine zum Einsatz kamen, brauchte man doch auch die Hände, brauchte sie für verschiedene Dinge, ohne blutige Kratzer und Wunden, aber wie sollte man Gunnar das erklären, ohne als feige und kindisch zu gelten und ohne all das Gute kaputtzumachen.

Sie saßen vor ihrer Geheimhütte im Wald, die sie im letzten Jahr gebaut hatten. Sie hatten ein Lagerfeuer gemacht und Würstchen gegrillt, Chips gegessen und Cola getrunken, sie waren Liverpool-Fans, alle drei, die Unterhaltung lief also wie von selbst, sie hatten auch gesungen, denn hier konnte niemand sie hören, man brauchte sich vor niemandem zu blamieren, *Walk on, walk on, with hope in your heart*, und Simen dachte, wenn man dieses Lied singt, hat man das Gefühl, dass das Leben wirklich begonnen hat. Doch dann hatte Gunnar angefangen, und das war typisch Gunnar, davon zu reden, dass sie noch lange keine *echten* Freunde waren, nur weil sie jeden Sommer miteinander verbrachten. Echte Freunde, die miteinander durch dick und dünn gingen. Gunnar kannte einen Typen, der jahrelang zu Liverpool gehalten hatte, und dann hatte er plötzlich angefangen, zu Manchester United zu halten, nur weil sein neuer Nachbar zu Manchester United hielt. Und was

macht man mit so einem Kerl? Ist das ein echter Freund? Und auf einmal schlug Gunnar den Bogen zu Blut und Schmerz und echter Freundschaft und anderen Dingen, über die er in diesem Sommer offensichtlich viel nachgedacht hatte und die in den Vorschlag mündeten, Blutsbrüder zu werden. Er hatte alles vorbereitet, sich für die ganze Prozedur gewappnet, und auch das war typisch Gunnar. Die Glasscherben waren fein säuberlich in Alufolie verpackt, die Flasche hatte er zu Hause im Garten zerbrochen, dann hatte er die Scherben mit Spüli gereinigt, es sei nämlich so, sagte Gunnar, wenn man sich mit schmutzigen Glasscherben in die Hand schnitt, konnte man eine Blutvergiftung bekommen und sterben, und er legte das verbeulte Päckchen zwischen sie und wickelte das Alupapier vorsichtig auseinander, als befänden sich Diamanten in dem Päckchen oder Skorpione. In dem Moment kam Ole Kristian, der von ihnen der Gewiefteste war, auf die Idee, stattdessen einen Schatz zu vergraben – als Symbol für ewige und echte und richtige Freundschaft. Sommers wie winters. Durch dick und dünn. Und alle drei mussten einen Gegenstand beisteuern, und dieser Gegenstand musste wertvoll sein. Ein Schatz anstelle von vermishtem Blut. Das war die Abmachung.

Im Gartenschuppen von Ole Kristians Eltern stand eine alte hellblaue Blechkanne mit Deckel, die seine Mutter vor Jahren gebraucht gekauft hatte. Die Kanne war zerbeult, übersät mit sonnengebleichten, handgemalten Bildern von Kühen und Mägden, und auf einer Seite der Kanne stand auf Englisch: *MILK – nature's most nearly perfect food*. Ole Kristians Vater war fast den ganzen Tag über sauer gewesen, weil die Mutter für so etwas Bescheuertes wie eine alte Milchkanne nahezu vierhundert Kronen ausgegeben hatte. Daraufhin war Ole Kristians Mutter doppelt so sauer gewesen und hatte gesagt, wenn Ole Kristians Vater die Terrasse vor der Schlafzimmertür bauen

würde (wie er es vor einer Ewigkeit versprochen hatte), würde sie diese mit Kisten und Krügen, mit Kletterrosen, Kissen und Decken schmücken. Es sollte ihre kleine italienische Veranda werden, hatte sie gesagt. Die Blechkanne war Teil ihres Plans und sollte, wenn die Terrasse fertig war, mit Wiesenblumen gefüllt werden. Aber die Terrasse wurde nicht fertig, nicht in diesem Jahr und auch nicht im Jahr darauf, und jetzt stand die Kanne ganz hinten im Schuppen, halb vergessen hinter einem kaputten Rasenmäher. Die Kanne könnte ihnen als Schatzkiste dienen, sagte Ole Kristian.

(Der Sinn eines vergrabenen Schatzes bestand darin, dass man ihn nie wieder ausgrub. Nie. Man wusste, dass es ihn gab. Man wusste, wo er sich befand. Man wusste, wie wertvoll er war und wie viel man geopfert hatte, als man beschlossen hatte, ihn zu vergraben und nie mehr anzuschauen. Und man konnte keinem je davon erzählen.)

Aber Ole Kristian musste etwas finden, was er in die Blechkanne hineinlegen wollte, meinte Simen – und dem stimmte Gunnar zu. Hatte Ole Kristian nicht gerade zweihundertfünfzig Kronen von seiner Großmutter bekommen? Davon sollte er wenigstens zweihundert opfern. Das Geld (wenn es Scheine waren), konnte man in eine Plastiktüte packen, darin würde es sich nicht auflösen. Ole Kristian wollte das Geld nicht hergeben, auch wenn der Schatz seine Idee gewesen war und er es war, der gesagt hatte, alle müssten etwas beisteuern, was einen gewissen Wert hatte, man müsse gewissermaßen etwas *opfern*. Aber Simen und Gunnar waren beide der Meinung, es reiche nicht aus, die Blechkanne zu seinem Beitrag zu erklären. Das sei kein Opfer! Die Blechkanne sei nicht Bestandteil des Schatzes, die Blechkanne sei lediglich die Hülle für den eigentlichen Schatz. Nur, dass sie keine Kiste war, sondern eine Kanne. Wenn man der Wahrheit ins Auge sah (und das hier war sozusagen die Stunde der Wahrheit, wie Gunnar bemerkte), hatte

Ole Kristian nichts anderes von Wert als das Geld seiner Großmutter.

Es sollte wehtun.

Was Gunnars Beitrag anbetraf, gab es keinen Zweifel. Hier waren sich Simen und Ole Kristian völlig einig. Gunnar musste das Autogrammheft vom FC Liverpool opfern.

Vor wenigen Monaten war Gunnar mit seinem großen Bruder, der zweiundzwanzig war, in Liverpool gewesen. Sie hatten ein ganzes Wochenende dort verbracht, im Hotel gewohnt und sich ein Fußballspiel der Premier League zwischen Liverpool und Tottenham angeschaut. (Gunnars großer Bruder war kein richtiger großer Bruder, auch wenn Gunnar ständig »mein großer Bruder hier, mein großer Bruder da« sagte, er war ein großer Halbbruder, der Sohn von Gunnars Vater, und Gunnar sah ihn eigentlich nicht sehr oft.) In dem Autogrammheft hatten unter anderem Steven Gerrard und Fernando Torres, Xabi Alonso und Jamie Carragher Autogramme gegeben, und ganz hinten im Heft klebte ein Foto von Gunnar zusammen mit seinem großen Bruder vor dem Anfield Stadion, beide mit Liverpool-Schal um den Hals. Neben dem großen Bruder mit seinen eins neunzig, mit den langen, braunen Haaren und den breiten Schultern sah Gunnar wie eine Schnake aus, und unter dem Bild stand mit blauem Kugelschreiber: *Für den coolsten kleinen Bruder der Welt von Morten.*

Simen wusste, dass Gunnar das Autogrammheft lieber nicht in die Kanne legen wollte. Die zweihundert Kronen von Ole Kristians Großmutter waren eine Sache. Etwas völlig anderes war Gunnars Autogrammheft vom FC Liverpool, das tat richtig weh. Es kam recht häufig vor, dass Ole Kristian Geld von seiner Großmutter erhielt, aber es kam nicht sehr oft vor, dass Gunnars großer Bruder (auch wenn er kein richtiger großer Bruder war) mit Gunnar nach Liverpool fuhr, und es kam schon gar nicht oft vor, dass man von Steven Gerrard, Fernando Torres,

Xabi Alonso und Jamie Carragher Autogramme bekam. Und Gunnar, der von den dreien am schwächsten war, fing fast an zu heulen, als er versprach, sich von seinem Autogrammheft zu trennen.

Nachdem dies geklärt war, flüsterte Simen: »Ich weiß, was ich in die Kanne legen werde.«

Er war der Einzige, der noch übrig war. Draußen vor der Geheimhütte waren jetzt Wolken aufgezogen, und Simen wollte Gunnar und Ole Kristian zeigen, dass auch er bereit war, ein Opfer zu bringen.

Simens Mutter besaß eine Kette mit einem Anhänger, einem kleinen Kreuz aus Diamanten. Sie hatte es vor zweieinhalb Jahren von Simens Vater zu Weihnachten bekommen. Simen selbst war beim Kauf im Juweliergeschäft dabei gewesen, und er war fast ohnmächtig geworden, als er mitbekam, wie viele tausend Kronen es kostete. Die Idee dahinter war, dass das Kreuz auch zu einem kleinen Teil von ihm kommen und Mama sich mächtig freuen sollte. Aber er wusste nicht, ob die Rechnung aufgegangen war, so viele tausend Kronen auszugeben, damit Mama sich freute. Mama war nach Weihnachten dieselbe wie vorher. So viele Tausender für so einen kleinen Anhänger. Simen hatte schon überlegt, Papa zu fragen, ob es die Sache wert gewesen sei. Aber er ließ es bleiben. Und jetzt hatte er eine neue Idee.

Jeden Abend, wenn Mama zu Bett ging, nahm sie die Kette mit dem Anhänger ab und legte sie in eine blaue Schale im Bad. Er brauchte bloß zu warten, bis alle schliefen – es war kinderleicht. Niemand würde ihn verdächtigen. Simen war keiner von denen, die Sachen stahlen. Mama würde traurig sein, sie würde das ganze Haus auf den Kopf stellen, um den Anhänger zu finden, aber niemals würde sie ihn verdächtigen.

Gunnar und Ole Kristian sahen sich zuerst gegenseitig an, dann Simen.

»Wie viel hat er genau gekostet?«, fragte Ole Kristian.

»Viele Tausender. Siebzehn vielleicht.«

»Das kann nicht sein«, sagte Ole Kristian.

»Wenn es echte Diamanten sind«, sagte Gunnar, »kann es schon sein.«

Ole Kristian dachte nach.

»Okay«, sagte er und sah Simen mit durchdringendem Blick an, »dann steuerst du den Anhänger bei!«

Am nächsten Abend hatten sie den ganzen Wald abgesucht, waren unter leuchtenden Baumkronen über kleine, verschlungene Waldwege um die Wette geradelt, um die perfekte Stelle für die Kanne zu finden. Auch an dem grünen Waldsee kamen sie vorbei, in dem vor vielen, vielen Jahren zwei kleine Kinder ertrunken waren. Alma, das Nachbarmädchen von Mailund, hatte Simen von den Ertrunkenen im Wald erzählt. Alma war ein paar Jahre älter als Simen und hatte hin und wieder Geld von seiner Mutter erhalten, damit sie ein paar Stunden auf ihn aufpasste. Die Zeiten waren jetzt vorbei. Heute passte er auf sich selbst auf. Das war früher gewesen. Als er noch klein war. Fünf, sechs, sieben, acht Jahre. Jetzt war er elf. Wenn Simen erwachsen wäre und Kinder hätte, würde er niemals, niemals im Leben Geld dafür bezahlen, dass jemand wie Alma auf sie aufpasste. Alma würde er seine Kinder ohnehin nicht überlassen, nicht einmal, wenn es kostenlos wäre. Sie war komisch und dunkeläugig und erzählte Geschichten, manche wahr, manche erlogen, und man konnte sich nie sicher sein, um welche Art Geschichte es sich gerade handelte. Die Geschichte von den Kindern, die in dem grünen See ertrunken waren, schien zu stimmen. Der Junge war ertrunken, während das Mädchen dabeistand und zusah, daraufhin war die Mutter der Kinder so außer sich gewesen, dass sie auch das Mädchen ertränkt hatte.

»Sie hat ihren Sohn bestimmt mehr geliebt als ihre Tochter«, sagte Alma.

Alma und Simen hatten im Gras gesessen und auf das sommerlich warme Wasser geschaut, beide hatten ein Stück Apfelkuchen und einen Plastikbecher mit rotem Saft in der Hand gehabt. Almas Mutter hatte ihnen ein Picknick mitgegeben, aber Alma mochte keinen roten Saft und goss ihn in den See. Almas Mutter, die Siri hieß, strich ihm gern über den Kopf und sagte: *Hallo, Simen, wie geht's dir denn heute?*

Alma sagte: »Der kleine Junge ist ins Wasser gefallen und ertrunken, während seine Schwester dabeistand und zusah, und als das Mädchen ohne den kleinen Bruder nach Hause kam, war die Mutter so außer sich, dass sie nicht mehr ein noch aus wusste. Sie weinte und weinte und weinte, und niemand konnte sich im Haus aufhalten, weil sie so viel weinte. Das Mädchen hielt sich die Ohren zu und weinte auch. Aber die Mutter interessierte das nicht. Oder es interessierte sie vielleicht, aber sie hörte es nicht. Und dann eines Abends wurde die Mutter ganz still. Auch das Mädchen wurde ganz still.«

»Was passierte dann«, fragte Simen, »wurde die Mutter wieder fröhlich und hörte auf zu weinen?«

Alma dachte nach.

»Nein, das nicht«, sagte sie, »die Mutter nahm das Mädchen mit in das große Doppelbett und las und sang ihm vor und kitzelte es im Nacken und zerzauste ihm die Haare und sagte: *Ich hab dich so lieb, kleine ... kleine ...*«

Alma suchte nach Worten.

»... kleine Singdrossel«, schlug Simen vor, denn so nannte ihn seine Mutter oft.

»Kleine Singdrossel, ja. *Ich hab dich so lieb, kleine Singdrossel*, sagte die Mutter zu dem Mädchen. Und dann stand sie auf und ging in die Küche und kochte einen großen Becher mit heißer Schokolade, das Lieblingsgetränk des Mädchens.«

Alma drehte sich zu Simen. Er war damals acht, als sie an dem grünen Waldsee saßen und Apfelkuchen aßen.

»Das macht deine Mutter, nicht wahr? Deine Mutter nennt dich kleine Singdrossel«, sagte Alma.

Simen antwortete nicht.

»Warum nennt sie dich kleine Singdrossel?«

»Weiß ich doch nicht«, sagte Simen und bereute es, Alma davon erzählt zu haben. Eigentlich wollte er Alma überhaupt nichts erzählen, schon gar nicht so etwas. Und mehr wollte er dazu nicht sagen. Er wollte nicht sagen, *weil Mama jeden Abend, bevor sie mir einen Kuss gibt, mir eine gute Nacht wünscht und aus dem Zimmer geht, mir ins Ohr flüstert: Was soll ich dir vorsingen, bevor ich gehe? Und dann flüstere ich zurück: Ich will, dass du mir die kleine Singdrossel vorsingst. Alle Strophen! Und das machen wir jeden Abend seit vielen Jahren, und darum nennt Mama mich kleine Singdrossel.*

Alma sah wieder über das Wasser und fuhr mit ihrer Geschichte fort.

»Und nachdem die Mutter die Schokolade gekocht hatte, tat sie ein Schlafmittel hinein. Es war farblos. Geschmacksneutral. So etwas gibt es, weißt du – Schlafmittel, die man nicht schmeckt, wenn man sie trinkt! Man kann nie wissen. Es kann jederzeit passieren. Auch dir. Deine Mutter kann Schlafmittel in deinen Kakao tun, ohne dass du etwas merkst.«

»Hör auf«, sagte Simen.

»Hör selbst auf«, sagte Alma, »ich erzähle dir nur, was passieren kann. Das ist die bittere Realität des Lebens.«

»Hör trotzdem auf«, wiederholte Simen.

»Und als das Mädchen die Schokolade getrunken hatte«, fuhr Alma fort, »schief es im Bett der Mutter ein. Es fiel in einen tiefen, tiefen Schlaf. Und die Mutter hielt ihr Ohr an den Mund des Mädchens und lauschte seinem Atem, und als sie sicher war, dass es nicht aufwachen würde, hob sie es aus

dem Bett und trug es in den Wald zu dem See und warf es hinein.«

»Das glaub ich dir nicht«, sagte Simen.

»Weil du so klein bist«, sagte Alma, »und weil du nicht weißt, was Mütter tun, wenn sie nicht aufhören können zu weinen – und die Mutter des Mädchens konnte nicht aufhören zu weinen.«

Es war Jahre her, seit Alma auf Simen aufgepasst und ihm die Geschichte von dem Jungen und dem Mädchen, die in dem See ertrunken waren, erzählt hatte, und auch wenn er die Geschichte nicht zu hundert Prozent geglaubt hatte, badete er hier nicht gern. Er badete lieber im Meer. Er wollte nicht in dem grünen Wasser schwimmen und sich vorstellen, dass ihn der Junge und das Mädchen, in Seerosen verwandelt, packen und nach unten ziehen könnten.

Und Simen radelte an dem See vorbei, an dem er als kleines Kind mit Alma gesessen hatte, und dachte: *Ich kenne diesen Wald in- und auswendig.*

Der Schatz lag in der hellblauen Milchkanne und war an Ole Kristians Fahrradlenker befestigt. Der Inhalt des Schatzes: zweihundert Kronen in Scheinen, ein Diamantkreuz im Wert von siebzehntausend Kronen und ein Autogrammheft vom FC Liverpool. Einer der Spaten ragte aus Gunnars Rucksack heraus. Simen hatte sich eine Fahrradtasche geliehen und den anderen Spaten darin verstaut. Drei Jungen, dünn wie Bleistiftstriche, rasten in das Dunkelgrün, um das perfekte Versteck zu finden.

Der Wald öffnete und schloss sich, nahm sie auf und legte sich um sie, und plötzlich bremste Simen scharf und rief: »Dort! Unter diesem Baum!« Sie waren zu einer Lichtung im Wald gekommen, und am Rande der Lichtung lagen ein paar Steine,

die aussahen, als bildeten sie den Buchstaben S – wie in Schatz oder Simen oder Bill Shankly –, und mitten auf der Lichtung stand ein Baum und streckte seine Äste zum Himmel, als jubelte er jedes einzelne Tor, das Liverpool seit 1892 geschossen hatte.

Aber im Herbst sah alles anders aus. Nichts stimmte. Es regnete und war dunkel und kalt, und man brauchte Mütze und Schal und einen dicken Pullover und eine Taschenlampe, und der Wald war schroff und dicht und still, und es gab keine hellen Lichtungen, in denen Steine ein S bildeten und Bäume jubelten.

Aber sie fanden eine Lichtung, und sie fanden einen Baum, der dem Baum vom letzten Sommer ähnelte.

Ole Kristian war ganz sicher, dass das hier die richtige Stelle war, er erkenne sie wieder, sagte er. Simen betrachtete den Baum, der die nahezu nackten Äste in den Nachthimmel streckte. Im Leben nicht! Dieser Baum rief überhaupt keine Erinnerungen wach. Dieser Baum erinnerte an einen steinalten Mann, der dem Himmel mit Fäusten drohte und so zornig war, dass er sterben wollte. Das lag nicht nur daran, dass er seine Blätter verloren hatte. Dieser Baum war am Ende.

Aber er sagte kein Wort zu den anderen. Sie waren seit Ewigkeiten in die falsche Richtung geradelt. Er war sich nahezu sicher, dass sie in die falsche Richtung geradelt waren und das hier nicht die richtige Stelle war. Doch wenn er sich irrte und Ole Kristian recht hatte und der Schatz tatsächlich unter diesem Baum lag, stellte sich die Frage, ob er das Diamantkreuz wieder in die blaue Schale im Bad legen sollte oder ob er es vielleicht lieber behalten und einen Kumpel bitten sollte, es mit ihm zu verkaufen. Mit siebzehntausend Kronen kam man weit. Er sah seine Mutter vor dem Ferienhaus, sie trug ein rotes Kleid und hatte lange dunkle Haare und dunkle Augen, und

sie lächelte ihn an wie immer, wenn sie so tat, als hätte sie sich nicht mit Papa gestritten.

Sie rammten die Spaten in die Erde.

»Zum Glück hat es noch keinen Frost gegeben«, sagte Ole Kristian, »dann wäre es nicht mehr möglich ...«

»Das ist garantiert die richtige Stelle«, sagte Gunnar, »man sieht ja, dass hier jemand gegraben hat.«

»Der Sinn des Ganzen war ja aber, dass wir ihn nicht mehr ausbuddeln«, warf Simen ein.

»Für wen soll das der Sinn gewesen sein, verdammt nochmal?«, fragte Ole Kristian.

»Der Schatz war doch deine Idee«, sagte Simen.

»Könnt ihr vielleicht mal die Klappe halten und graben«, sagte Gunnar.

Die Jungen gruben schweigend weiter. Es war mittlerweile stockfinster geworden, und sie wechselten sich beim Graben und beim Halten der Taschenlampe ab.

Keiner von ihnen begriff, dass Mille vor ihnen lag, als sie atemlos und erschöpft den Strahl der Taschenlampe auf sie richteten. Das Grab erinnerte an ein Vogelnest, ein großes unterirdisches Vogelnest aus Zweigen und Knochen und Haut und Stroh und Gras und Stoff – und zuerst dachte Simen, der den kompletten Inhalt des Grabes noch nicht erfasst hatte, dass es sich bei dem, was er sah, genau darum handelte, die Überreste eines Riesenvogels, des einzigen seiner Art, schwarz und rauschend, vor der Welt verborgen, mächtig und allein mit seinen dunklen schweren Flügeln, hin und her, hin und her, durch unterirdische Tunnel, Gänge und Säle. Ein großer, stolzer, einsamer Nachtvogel, der am Ende abstürzte und nur wenige Spuren seiner Existenz hinterließ – und er wurde aus diesen Gedanken erst herausgerissen, als Gunnar, der die Taschenlampe hielt, einen Schrei ausstieß.

»Igitt, das ist eine Leiche.«

Gunnar war grün im Gesicht, und das lag nicht allein am gespenstischen Licht der Taschenlampe.

Ole Kristian sagte: »Seht mal, die Haare, an dem Schädel wachsen Haare, das ist kein Gras, das sind Haare.«

Dann musste er sich übergeben.

Milles Verschwinden lag jetzt zwei Jahre zurück. Simen war damals neun gewesen, und schon zu der Zeit waren er und sein Fahrrad eins, so sah er sich zumindest in jenem Sommer, als einen Jungen auf Rädern, als ein Fahrrad mit Körper, Herz und Zunge, und hätte er gedurft, hätte er das Fahrrad mit ins Bett genommen, wenn er am Abend widerstrebend schlafen ging. Von frühmorgens an sauste, schlitterte und rutschte er über die schmalen Kieswege bei der weißen Kirche oder ließ vorne bei den Holzstegen neben dem Fähranleger an der langen Mole das Fahrrad hochsteigen, und dann glänzte der Fahrradlenker in der Sonne, und ihm stieg der beißende Geruch von Garnelenschalen und Fischabfällen in die Nase, von den beiden Fischern, die unbeirrt dort ausharrten.

Am Abend, an dem sie verschwand, dem fünfzehnten Juli 2008, hatte es leicht geregnet, der Nebel hatte ihn eingehüllt, und die Straßen waren schwarz und feucht gewesen, als könnten sie sich jederzeit auftun und ihn verschlucken. Simen hatte von seinen Eltern die Erlaubnis, allein draußen Rad zu fahren – solange er in der Nähe des Ferienhauses blieb. Er fror, wollte aber nicht nach Hause. Seine Mutter und sein Vater stritten sich und konnten nicht aufhören, auch wenn er schrie: IHR SOLLT EUCH NICHT MEHR STREITEN!

An der höchsten Stelle der Straße, die Svingen hieß – die Kurve – (die nach Ansicht von Simens Vater jedoch *Svingene* – *die Kurven* – heißen müsste, es sind schließlich hundert Kurven,

Simen, nicht nur eine!) und sich vom Zentrum aus wie ein gewelltes Band den Berg hinaufwand, stand die große weiße Holzvilla der Buchhändlerin Jenny Brodal. Jenny lebte mit einer Frau zusammen, die Irma hieß, und die beiden gingen jeden Abend spazieren. Jenny war klein und zierlich und marschierte die lange Straße zum Zentrum hinunter. Irma war groß und breit und lag meistens ein paar Schritte hinter ihr. Simen begegnete den beiden Frauen oft, wenn er draußen mit dem Fahrrad unterwegs war. Irma sagte nie etwas, aber Jenny grüßte immer.

»Guten Tag, Simen«, sagte sie stets.

»Hallo«, sagte Simen und wusste nicht, ob er anhalten und richtig grüßen oder weiterradeln sollte – aber beide wären ohnehin schon weit weg, bis er sich entschieden hätte.

Irma war die Frau, deren Jenny sich *erbarmt* hatte. Simen wusste nicht, was *erbarmen* bedeutete, den Ausdruck hatte seine Mutter benutzt, als er fragte, was das für eine Frau sei, die zusammen mit Jenny Brodal in Mailund wohne.

In Wahrheit mied Simen Irma, so gut er konnte. Am schlimmsten war es, wenn Irma abends allein draußen herum lief. Simen erinnerte sich daran, wie er einmal auf der Straße auf sie zufuhr und sie seinen Lenker packte und ihn anfauchte. Es kamen zwar keine Flammen aus ihrem Mund, aber es hätte ihn nicht gewundert, wenn es so gewesen wäre. Sie war irgendwie voller Licht, das fiel ihm auf, weil es draußen so dunkel war. Ja, sie leuchtete, als hätte sie gerade einen Feuerschlucker verschluckt.

Er hatte keine Ahnung, warum sie das tat. Warum sie ihn anfauchte. Er hatte nichts Böses getan. Er hatte ihr nicht den Weg versperrt. *Sie* hatte ihn festgehalten.

Seine Mutter sagte, Irma habe vielleicht nur versucht, mit ihm zu scherzen, und sich dabei etwas ungeschickt angestellt. Irma sei nicht verkehrt, sagte die Mutter, und Simen solle seine

Phantasie zügeln, solle sich nicht Geschichten über Menschen ausdenken, die er nicht kenne. Simen müsse einsehen, dass Irma ganz bestimmt ein guter, freundlicher Mensch war und dass sie Jenny Brodal liebte, die Irma aus allen erdenklichen unangenehmen Situationen befreit hatte (und die sich außerdem ihrer *erbarmt* hatte), aber weil Irma so groß war und nicht wie eine normale Frau aussah, war man versucht, ihr negative Eigenschaften anzudichten. Das alles sagte Simens Mutter, und das tat sie, weil sie stets an das Gute im Menschen glaubte. Aber in diesem Fall irrte seine Mutter. Die Hünin Irma hatte seinen Lenker gepackt und Simen angefaucht, und sie hatte im Dunkeln geleuchtet. Da war sich Simen ganz sicher.

Doch an jenem Abend im Juli begegnete er weder Jenny noch Irma auf der Straße. Zum Glück. Er wusste, warum. Jenny hatte Geburtstag, und ihr großer Garten war voller Menschen, schon von weitem hörte er die Stimmen und das Gelächter. Es war ein großes Fest, was Simen angesichts von Jennys Alter ein wenig merkwürdig fand. Sie war bestimmt über siebzig, vielleicht sogar über achtzig. Er war sich nicht sicher. Aber alt war sie. Bald würde sie sterben. Daran führte kein Weg vorbei. Man konnte sich nicht entziehen. Und Jenny war auch keine Frau, die sich den Dingen entzog. Sie marschierte zwar – aber dem Tod konnte man auch marschierend nicht entkommen. Der Tod hatte alle Macht. Mama würde sterben, Papa würde sterben. Und eines Tages würde auch Simen sterben. Darüber hatte er mit Mama gesprochen – sie gab ihm richtige Antworten. Papa wich eher aus. Warum sollte man ein großes Fest feiern, wenn man bald starb? Was gab es da zu feiern?

Simen fuhr die lange Straße hinauf, um im Gebüsch zu spionieren. Nebel lag über ihm und unter ihm, vor ihm und hinter ihm, und die Stimmen aus Jennys Garten schienen daraus zu entspringen. Der Nebel erschuf die Stimmen. Der Nebel erschuf das Gelächter. Der Nebel erschuf die Straße, die sich zum

Haus hochwand, und all die hundert Kurven, und der Nebel erschuf die Menschen auf dem Fest, und nur Simen und sein Fahrrad waren real. Sie waren Fleisch und Blut und Knochen und Räder und Stahl und Kette. Simen und sein Fahrrad waren eins. Zumindest bis das Rad einen Stein rammte und Simen über den Lenker flog. Sein Schrei wurde erstickt, als er auf dem Boden landete. Eine Weile rührte er sich nicht, dann begann es wehzutun. Die Schürfwunden an Handflächen und Knien. Der Kies in den Wunden. Das Blut. Er krabbelte zum Straßenrand, lehnte sich an einen Baumstamm und weinte. Doch wie laut er auch weinte, Mama und Papa würden ihn nicht hören. Ihr Haus lag weit unten in der Straße, und die Stimmen der Geburtstagsfeier hier oben übertönten alles, und er war ganz allein, und es tat überall weh, vor allem an den Knien, das Fahrrad war ganz sicher hinüber, und er hatte sich die Hände aufgerissen bei dem Versuch, sich beim Fallen abzustützen. Den Kopf zu schützen. Das sollte man tun, wenn man vom Fahrrad fiel. Eigentlich sollte man einen Fahrradhelm tragen, und Mama wurde bestimmt wütend, weil er keinen aufhatte, und er würde künftig am Abend nicht mehr allein Rad fahren dürfen. Das Fahrrad lag immer noch mitten auf der Straße. Seltsam verdreht. Simen begann noch lauter zu weinen. In dem Moment kam *sie*. Das Mädchen in dem roten Kleid mit den langen dunklen Haaren. Sie hatte ein Tuch um die Schultern und eine Blume im Haar. Sie war das allerschönste Mädchen, das Simen je gesehen hatte – und der Nebel schien ihr nichts anhaben zu können. Als wiche er vor dem, was schöner war als er, zurück. Simen weinte weiter, auch wenn etwas in ihm sagte: Wenn sich dir so etwas Schönes wie dieses Mädchen nähert, solltest du nicht im Graben sitzen und wie ein kleines Kind heulen. Andererseits: Hätte er nicht im Graben gesessen und geweint, wäre das Mädchen niemals stehen geblieben, wäre niemals vor ihm in die Hocke gegangen, hätte nicht den

Arm um ihn gelegt und geflüstert: *Bist du vom Fahrrad gefallen? Hast du dir wehgetan? Darf ich mal sehen?* Sie hätte ihm niemals auf die Beine geholfen, ihn gefragt, wie er heißt, und das rote Tuch genommen, um ihm den Schmutz und die Tränen aus dem Gesicht zu wischen. Sie hätte sich niemals über das Fahrrad gebeugt und den Schaden begutachtet. (*Es ist nicht kaputt*, sagte sie und stellte es wieder auf, *siehst du, Simen, es ist nicht kaputt.*) Und sie hätte ihm niemals den weiten Weg von Jennys Haus zu seinem eigenen, dem zweiten auf der linken Seite, begleitet – eine Hand in seiner, die andere auf dem Lenker. *Ich heiße Mille*, sagte sie, als sie am Ziel ankamen.

Sie lehnte sein Fahrrad an den Zaun, sah ihn an und lächelte. Dann beugte sie sich über ihn und küsste ihn auf den Kopf.

Ich heiße Mille, und du heißt Simen, und jetzt musst du nicht mehr weinen.

Dann drehte sie sich um und ging.